

Trouble With Being Born Geschlechtsteil herausnehmen und abspülen!

Von Frank Schirmer

Pflegeroboter sind ja längst kein Zauberwerk mehr, man denke etwa an »Pepper«, das humanoide Helferlein, das angeblich Emotionen »lesen« kann. Oder an die niedliche Maschine in Robbengestalt, die in Altenheimen Zuwendung simulieren soll, für die das überlastete Personal keine Kapazitäten mehr frei hat. So gesehen ist die Vision einer Welt, in der Androiden – also Roboter, die Menschen täuschend ähnlich sehen – den Mitmenschen ersetzen, längst eine konkrete Dystopie. Aber warum Dystopie? Elli macht eigentlich einen recht kommoden Eindruck, wie sie ihren allein lebenden und erkennbar von einem Kummer geplagten Vater umsorgt, ihn unterhält, ihm seine Wünsche von den Augen abliest, sich für ihn schick macht. Erst als sie leblos im Pool treibt und Papa sie gemächlich und eher genervt denn entsetzt wieder herausholt, wird klar, dass es sich bei Elli um eine Maschine handelt. Sie füllt eine Leerstelle in ihres »Vaters« Leben aus, ist der Container für seine Erinnerungen und Tochter, Ehefrau, Geliebte in einem. Nur ab und zu muss sie gewartet, muss das Geschlechtsteil herausgenommen und unter fließendem Wasser abgespült werden.

Die Machtverhältnisse sind vermeintlich eindeutig, doch obwohl Elli einem vorgegebenen Algorithmus folgt, scheinen die Nullen und Einsen in ihr auch ein Eigenleben zu haben. Die Abhängigkeit ist angesichts der emotionalen Nähe zwischen Mensch und Maschine durchaus gegenseitig.

Einen Androiden kann man jederzeit abschalten. Gegenwärtig jedenfalls.

Sandra Wollner erzählt in ihrem zweiten Spielfilm, der ihren Abschluss an der Filmakademie Baden-Württemberg markiert, kammerspielartig von Verlust, Entfremdung und Verlorenheit in einer verlorenen Welt. In den wenigen Szenen, die draußen spielen, bewegen sich die Protagonisten nurmehr entlang lebensfeindlicher Schnellstraßen und durch gigantische Shopping-Center. Das ist aufregend gefilmt und gleichzeitig provokant in seiner Thesenhaftigkeit. Überhaupt gleicht der Film eher einer Versuchsordnung, die danach fragt, woran wir uns erinnern (wollen). Was machen wir im Rückblick schöner und was vergessen wir lieber?

Es stellt sich bald heraus, dass Elli für einen Verlust steht, der nur andeutungsweise thematisiert wird. Spätestens wenn Elli zu Emil wird, eine neue Besitzerin bekommt und dieser als Bezugsperson dient, wird die Frage nach der Austauschbarkeit von Erinnerungen akut. Der Film ist letztlich ein Vexierspiel aus Reflexionen, Andeutungen, Verweisen, assoziativen Bildern und einer dräuenden Tonspur. Für den Zuschauer ist es nicht immer einfach, das Ganze zu entwirren und sinnvoll zusammenzusetzen. Doch die Sektion »Encounters« ist ja vorgesehen für Filme, die sich gängigen Erzählmustern entziehen. Es lohnt auch deshalb, sich der Arbeit an diesem Film auszusetzen, weil seine Grundthese angesichts des Siegeszuges der Künstlichen Intelligenz ganz und gar nicht mehr unrealistisch ist. Sollten wir Angst vor dieser Zukunft haben? Nun, immerhin kann man einen Androiden jederzeit abschalten. Gegenwärtig jedenfalls.

»The Trouble With Being Born«: 26.2., 17 Uhr, Cubix 6; 27.2., 22 Uhr, Kino International; 1.3., 12 Uhr, Cubix 6



Auf einer Odyssee begegnet Clint seinem anderen Ich.

Foto: 2020 Vivo Film, maze pictures, Piano

»Wettbewerb«: Abel Ferraras Thriller »Siberia« handelt von einer psychedelischen Selbstfindungsreise

In Gesellschaft von Huskys

Von Bahareh Ebrahimi

In einer Hütte, irgendwo im schneebedeckten Sibirien, trinkt Clint mit zwei russischen Frauen Wodka, die eine alt, die andere schwanger. Clint versteht sie nicht. Die Babuschka trinkt weiter, Clint küsst sie auf die Wange und geht mit der Schwangeren ins Bett. Auf seinem Rücken hat er etwas, das aussieht wie Peitschenspuren. Clint hat Alpträume: Eine schwangere alte Frau blutet aus der Scheide.

Clint ist in sich gekehrt, begab sich ins Exil nach Sibirien, um sich selbst zu erforschen. Der Schnee, das Feuer und die Huskys leisten ihm Gesellschaft. Clint hat Visionen. Ihm erscheinen Gestalten, seien es sein Vater, seine Ex-Frau oder eben schwangere Frauen, mal tanzend, mal im Rollstuhl. Und Clint begegnet seinem anderen Ich, das behauptet, er sei

schlimmster Verbrecher schuldig. Clint wird von einem Husky zerfleischt.

Von einer psychedelischen Selbstfindungsreise handelt der Film »Siberia«. Wir begleiten Clint (Willem Dafoe) auf seiner Odyssee, die einem psychoanalytischen Prozess ähnelt. Wir begreifen nur das, was Clint begreift. Nicht mehr. Und das, was Clint nicht versteht, etwa die russische Sprache, bleibt auch für uns Zuschauer unübersetzt. Halluzination beherrscht die Formensprache des gesamten Films. Ebenso Absurdität und Brutalität. Der brutalen Schönheit der Winterlandschaften werden brutale Wahnvorstellungen gegenübergestellt. Ein Wachturm, nackte Männer mit blutigen Genitalien, die einer nach dem anderen erschossen werden.

Wenn wir nicht in Sibirien sind, sind wir im Kopf von Clint. Da wechseln sich die Landschaften, die Jah-

reszeiten, die Erinnerungen und die Wesen ab, die ihm begegnen. Nur die Huskys, die sind immer dabei.

Seine Ästhetik hat der Film vor allem der Kamera von Stefano Falivene zu verdanken. Sonst bietet der Psychothriller von Abel Ferrara nichts wirklich Neues, was man von dem Genre noch nicht kennt. Der wirre Mensch, seine Vergangenheit verarbeitend, und die monströsen Wesen, die einen mysteriös klingenden Satz wiederholen: »Wo ist der Doktor?« Die Fragen nach Schuld und Unschuld, rohe Gewalt und Sex. Doch dem Rezept gibt Ferrara noch etwas hinzu: schwarze Magie.

Clint gelingt es, nach einer langen Suche einen namenlosen Mann zu finden, einen Magier. Die Lehre und die Prinzipien der schwarzen Magie soll dieser ihm beibringen. Und wie man dadurch Kranke heilt. Es gebe keine Prinzipien, meint der Magier,

das Wissen, die Vernunft seien dem Mysterium ein Hindernis. »Es ist unmöglich, ohne Vernunft zu leben«, protestiert Clint.

Man mag zunächst denken, plötzlich einen roten Faden gefunden zu haben: Vermutlich ist Clint selbst dieser »Doktor«, der entweder grausame Sachen getan oder miterlebt hat. Nun sucht er sein Heil in der Magie. »Rationalität ist dein eigentliches Problem«, so verrät der Magier Clint. Doch den roten Faden kann man sofort wieder vergessen. Um mit diesem Film etwas anfangen zu können, braucht man wohl keine Rationalität. Nur so kann man sich ruhig die letzte Botschaft des Films von einem bereits verspeisten Fisch erklären lassen.

»Siberia«: 26.2., 20.30 Uhr, Haus der Berliner Festspiele; 27.2., 12.15 Uhr, Haus der Berliner Festspiele; 1.3., 9.30 Uhr, Friedrichstadtpalast



Das Filmprogramm der »Woche der Kritik«: Ein Plädoyer für ein Kino der Grenzüberschreitungen

Fabelhafte Wesen und federleichtes, flockiges Zeug

Von Günter Agde

Gegen Ende des Films »Common birds« von Silvia Magoni und Graeme Thomson (Frankreich/Griechenland 2019) sitzt eine junge Frau in sandfarbener Jacke auf einem Baumstamm, ringsherum fettes, sattes Grün. Es ist eine Vogelstimmen-Imitatorin: Sie gurr und schnurr und wisper – geheimnisvoll, unverständlich, eine künstlich-kunstvolle Akustik. Ihr gegenüber sitzen zwei arbeitslose Griechen, einer im blauen Anorak, der andere im roten. Sie sind lange durch öde Vorortlandschaften gelaufen. Nun, im Wald, treffen sie auf die Geheimnisvolle, zu der sich noch fünf Gestalten in langen weißen Capes gesellen, die dann langsam im Wald verschwinden. Keine Hoffnung, nirgends. Nur das satte Grün des verwunschenen Waldes signalisiert von Ferne her Hoffnung oder Zukunft oder jedenfalls einen Ausweg.

Dieser Film steht symptomatisch für das diesjährige Programm der »Woche der Kritik«, die der Verband der deutschen Filmkritik Jahr für Jahr während der Berlinale veranstaltet. Tapfer und selbstbewusst wie schon in den vergangenen Jahren sucht der Verband nach filmischen Alternativen zu den offiziellen Programmen. Alle ausgesuchten Filme vereint, dass sie anders sind oder sein sollen: im-



Eine Dosis Kapitalismuskritik: »My Punch-Drunk Boxer«

Foto: CGV Artthouse

merhin 17 Filme in einer Woche. Und nach jeder Vorführung stellen sich die Filmemacher der öffentlichen Diskussion. Jedoch: Wenn ein Film hinterher erklärt werden muss, kann an diesem etwas nicht stimmen, denn er sollte für sich sprechen. Was der Film nicht zeigt, kann auch nicht erklärt werden.

Aber Fragen müssen erlaubt sein. Die Veranstalter plädieren für ein randständiges Kino, ein Kino der

Grenzüberschreitungen. Wer bezeichnet die Ränder? Wer setzt welche Grenzen? Die Filme beantworten diese Fragen nur sehr bedingt.

Am ehesten war Grenzüberschreitendes noch in dem Film »The Lost Okoroshi« (Abba Makama, Nigeria) zu sehen: Ein vagabundierender Wächter in der Hauptstadt Lagos begibt sich auf eine fantastische spirituelle Reise und verwandelt sich in ein strubbeliges, übergroßes, bunt be-

maltes Zottelwesen, einen »Okoroshi«. Zusammen mit anderen Okoroshis tanzt er wild durch den Film, ein fabelhafter, übersprudelnder Mummenschanz, der den ruhelosen Weg des Protagonisten rahmt. Nur die unglaublichen Tänze und die Musik halten die Fabel zusammen, und die Rollen werden grandios gespielt.

Wenn man den Aufstiegsversuch eines südkoreanischen Boxers in »My Punch-Drunk Boxer« (Jung Hyuki, Südkorea) als Metapher dafür nimmt, dass man auch als schon etwas reiferer Mann noch eine große Karriere starten kann, dann mag man sich vergnügen, da der Film seine kleine Dosis Kapitalismuskritik mit einer niedlichen Liebesgeschichte verknüpft. Aber mehr auch nicht. Allerdings handelt es sich um ein furioses Spielfilmdebüt.

»Faith« (Valentina Pedicini, Italien, eine der wenigen Regisseurinnen des Programms) zeigt viel tänzerische Gymnastik einer in strenges Weiß gewandeten Gruppe, die sich ihrem Leiter, einem charismatischen Übervater, zu entziehen versucht. Der Streit wird kaum offen ausgetragen und verweigert sich der »gewöhnlichen« Erzählung. Die widerstandsfähige Energie der Tänzer/Sportler beeindruckt, auch dank stilsicherer, großformatiger dokumentarischer Bilder. Ob allerdings der Anspruch der Katalogankündigung (»Sie kämp-

fen ums Licht«) zum filmischen Erlebnis wird, steht dahin.

»Fort the time being« (Salka Tiziana, noch ein Filmdebüt und noch eine Frau, Deutschland/Spanien/Schweiz) bietet banales Alltags- und Urlaubszeug: federleicht hingewischt, flockig, zart, stimmungsvoll. Zwei Kinder und zwei Frauen im heiteren Urlaub in Spanien. Da wird jedoch überall das Wasser knapp, und die Berge, der leere Pool und der ausgetrocknete Flusslauf verwandeln sich in erdige, staubige, fremde Wesen. Vielleicht soll das randständiges Kino sein.

Auch die anderen Filme spielen mit den Grenzen zwischen Mythos und Realität. Das kann durchaus anregend sein und amüsieren. Wer sich mit dem Diktum arrangieren kann, dass der Film »Seven Years in May« (Affonso Uchoa, Brasilien/Argentinien) bereithält – Die Wahrheit entzieht sich dem Blick –, wird auch den Junggeschichten dieses Films folgen können, der im gewaltgeschüttelten Brasilien spielt.

Ein Zauber des Kinos besagt: Hinter den Bildern liegt die Welt. Das gilt auch weiterhin. Folglich muss die Suche weitergehen.

Alle Filme der »Woche der Kritik« werden am Sonntag, dem 1. März, im Kino Hackesche Höfe wiederholt, Beginn: 10 Uhr. Programm unter: www.wochekritik.de